

GREGOR TAXACHER

Mit dem Anfang anfangen – Karl Barth (1886–1968)

Aktiv und Passiv

Einem »großen Mann der Theologie« – dem größten des 20. Jahrhunderts, wie viele meinen – sollte man sich zunächst auf den kleinen Stufen der Hintertreppe nähern, den Kinderstufen.

»Heute prügelte ich viele und wurde von vielen geprügelt«, schrieb Karl Barth am 21. Januar 1899 in sein Tagebuch und fügte hinzu: »Es liegt eigentlich eine herrliche Poesie in diesem Aktiv und Passiv.« Barth war zu diesem Zeitpunkt zwölf Jahre alt. Drei Jahre nach seiner Geburt in Basel am 10. 5. 1886 zog seine Familie nach Bern. Sein Vater Fritz, Pfarrer und Lehrer, wurde hier Professor für Kirchengeschichte. Beide Großväter Karls waren ebenfalls Pfarrer, seine Großmutter war eine Cousine des berühmten Historikers Jacob Burckhardt (Theologie und Geschichte blieben immer Karl Barths Hauptinteressen). Eine gutbürgerliche Familie. Aber die hochnäsigen Gymnasiasten und Aristokratensöhne in Bern mochte Karl nicht. Deshalb wurde der Erstgeborene, der auch unter den vier Geschwistern gern das Regiment führte, ein Bandenchef und prügelte sich mit den Einheimischen auf der Straße. Und bald verarbeitete er seinen Tatendrang auch künstlerisch und intellektuell. Er las mit Vorliebe Bücher zur Militärgeschichte und schrieb Dramen nach Schillerschem Vorbild. Da ruft der Held dann aus: »Ich lechze nach Aristokratenblut!«, und seine Freunde antworten: »Nieder mit der Oligarchie! Freiheit, Gleichheit!«

Streit zu vermeiden zählte offenbar nicht zu den herausragenden Fähigkeiten Barths. Noch als Theologe bedauerte er, dass er häufig eine spaltende Wirkung ausübte, und er scheint es als eine zur Reifung hinführende Lebensaufgabe verstanden zu haben, von Protest und Angriff – ohne sie je aufzugeben – zum Aufbauen und Bejahen vorzudringen. Dafür nahm er weite Wege in Kauf. Und auch die

Selbstverständlichkeit, mit der er »links« stand, mit der er sich gegen die wissenschaftliche, kirchliche und politische »Oligarchie« richtete, verlor er auch nach den »Straßenkämpfen von Bern« nicht.

Auf das kraftvolle Zusammenspiel von Aktiv und Passiv stößt man gerade in den historischen Momenten, die Barth zunächst in seinem Umfeld, später weltweit, berühmt machten. Widmen wir uns einigen dieser Momente etwas ausführlicher:

Safenwil 1918: Ab 1911 war Barth Pfarrer der kleinen Bauern- und Arbeitergemeinde im Aargau. Er machte sich hier vor allem als »roter Pfarrer« einen Namen, weil er sich mit Sozialismus und Gewerkschaftsbewegung befasste und den Arbeiterverein beim Kampf um bessere Arbeitsbedingungen und Löhne unterstützte. Der Sticker-Fabrikant Hochuli bezeichnete ihn dafür als »den ärgsten Feind in meinem ganzen Leben«. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war Barth schockiert von Nationalismus und Kriegsbegeisterung der bürgerlichen Intellektuellen in Deutschland. Mit Entsetzen musste er feststellen, dass sich unter einem Solidaritätsmanifest für die Kriegspolitik Wilhelms II. die Namen fast aller seiner theologischen Lehrer fanden, der Größen des protestantischen Liberalismus (wie Adolf von Harnack), die er bis zu diesem Zeitpunkt verehrt hatte. Es kam ihm vor, als hätten sich Religion und Wissenschaft »restlos in geistige 42-Zentimeter-Kanonen« verwandelt. Der Zweifel breitete sich in ihm aus: Ein solches politisches Versagen musste etwas mit falschen theologischen Voraussetzungen zu tun haben. Und seine schon lange empfundene Not, nicht wirklich zu wissen, was er den Menschen predigen solle, schien ihm nun aus den gleichen unzureichenden Fundamenten zu entspringen. Es folgten lange Spaziergänge und Gespräche mit seinem Freund und Kollegen Eduard Thurneysen. Beide Männer reagierten überraschend »passiv« auf die Katastrophe von 1914: Sie begannen, ganz »unwissenschaftlich« und ganz neu, die biblischen Texte zu lesen.

Daraus entstand im letzten Kriegsjahr Barths *Kommentar zum Römerbrief*. In der Schweiz verkauften sich davon zwar gerade einmal 300 Exemplare, aber als ein deutscher Verlag das Buch übernahm, wurde es plötzlich als theologische Sensation gefeiert und als revolutionärer Akt gegen die bürgerliche Theologie des 19. Jahrhunderts gelesen. Es protestierte dagegen, die Bibel nur historisch distanziert zu erforschen oder nur im Rahmen der eigenen modernen

Weltanschauung zu interpretieren. Theologie soll sich dem »ganz anderen« aussetzen, dem Wort Gottes, der »fremden Welt der Bibel«. Aber damit geriet die Theologie in eine nahezu unmögliche Situation, der sich Barth durchaus bewusst war. In einem Vortrag prägte er die Formel: »Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.« Die *Dialektische Theologie* war geboren. Sie machte solche Furore, dass man Barth – der nie eine Doktorarbeit geschrieben und nie eine Universitätslaufbahn angestrebt hatte – 1921 als Professor nach Göttingen berief.

Bonn 1934: Barth genoss als Theologieprofessor inzwischen ein landesweites Ansehen. Er hatte ein großes Grundlagenwerk, *Die Kirchliche Dogmatik*, begonnen. Aber nun war Hitler an die Macht gekommen und die evangelische Kirche versuchte mehrheitlich, sich dem neuen Regime anzupassen. So bemühte sich zum Beispiel die Bewegung der »Deutschen Christen«, nationalsozialistische Weltanschauung und Christentum miteinander zu vereinen. Aber auch große Teile der etablierten Kirchen waren bereit, sich im Führerstaat als »Reichskirche« unter einem »Reichsbischof« neu zu organisieren. Barth verfasste darauf noch im Sommer 1933 unter dem Titel *Theologische Existenz heute!* einen Aufruf – scheinbar zum Passivbleiben: Man solle jetzt Theologie treiben, »als wäre nichts geschehen«. Dieser Aufruf zielte nicht auf eine innere Emigration, sondern auf den »passiven« Widerstand gegen die ideologische Vereinnahmung der Kirche durch die Nazis. Ein Heft schickte er sogar an Adolf Hitler persönlich, von dem er zwar keine Antwort erhielt – aber das Heft wurde 1934 verboten und beschlagnahmt. Zu diesem Zeitpunkt hatte er jedoch schon 37 000 Exemplare verkauft.

Barth engagierte sich zunächst bei den Wahlen zur neuen Kirchenleitung in der von ihm mitbegründeten Liste *Für die Freiheit des Evangeliums*. Sie wandte sich nicht nur gegen die »Deutschen Christen«, sondern auch gegen die Befürworter eines Kompromissfriedens mit dem Kirchenministerium des Hitler-Staates. Als das nichts nützte, trieb er mit Gleichgesinnten die Gründung einer unabhängigen Kirche voran, weil er die Mehrheit einer Irrlehre anhängen sah. Am 16. Mai 1934 trafen sich drei Beauftragte der Protestlergruppe in Frankfurt – sinnigerweise im Hotel »Baseler Hof«: zwei

Lutheraner und ein Reformierter, nämlich Barth. Sie berieten lange darüber, was die geplante Versammlung der »Bekennenden Kirche« als ihr Programm beschließen sollte. Als sich die beiden Mitstreiter erschöpft zu einem Mittagsschlaf zurückzogen, nutzte Barth die Gunst der Stunde. »Da habe ich, mit einem starken Kaffee und ein, zwei Brasil-Cigarren versehen, den Text der 6 Sätze redigiert. Das Resultat war, dass am Abend jenes Tages ein Text vorlag – ich will mich nicht rühmen, aber es war wirklich mein Text.«

Ende Mai 1934 wurde dieser Text mit wenigen Änderungen auf einer Synode in Barmen (heute Wuppertal) verabschiedet. Er ging als *Barmer Theologische Erklärung* in die Geschichte ein. Der Kernsatz lautet: »Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben dem einen Wort Gottes auch noch andere Ereignisse, Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.« Mit diesem Bannspruch, der sich natürlich eindeutig gegen den Nationalsozialismus als pseudoreligiöse Größe richtete, verarbeitete Barth seine Erfahrungen mit der unheilvollen Verquickung von Nationalismus und Religion im Ersten Weltkrieg. Stattdessen empfahl er gegen die Ursache der nationalsozialistischen Irrlehre eine wirkungsvolle Medizin: Das Wort Gottes allein immunisiert gegen die Vergötterung der Nation und gegen die totalitäre Ideologie.

Aber Barth konnte der »Bekennenden Kirche«, in deren »Bruder-rat« er zunächst gewählt wurde, nicht lange dienen. Denn noch im gleichen Jahr überschlugen sich die Ereignisse: Als deutscher Professor sollte er wie alle anderen auch einen Beamteneid auf den Führer ablegen. Er weigerte sich – was viele seiner deutschen Freunde (wie Rudolf Bultmann) bestürzte, denn nun wurde der Widerstand eindeutig politisch. Nur mit einem schriftlich festgehaltenen Gewissensvorbehalt könne er schwören, erklärte Barth. Damit waren seine Tage in Bonn gezählt. Barth wurde nicht nur vom Dienst suspendiert. Er erhielt absolutes Redeverbot in Deutschland und man machte ihm den Prozess wegen der Verweigerung des Hitlergrußes in der Vorlesung und wegen ironischer Äußerungen über die Kirchenpolitik der Nazis, die Spitzel offensichtlich gemeldet hatten. Man schikanierte ihn mit Vorladungen zu stundenlangen Verhören, verhängte zeitweise einen »Stadtarrest«. Schließlich wurde er zu einer Geldstrafe verurteilt und in den Ruhestand versetzt.

Seine beiden ältesten Söhne waren inzwischen schon in die Schweiz zurückgekehrt. Markus hatte sich am Vorabend der Macht ergreifung durch die Nazis mit kommunistischen Kreisen eingelassen, dann aber in Bern das Theologiestudium begonnen. Christoph musste Hals über Kopf fliehen, weil die Postzensur politisch kritische Äußerungen entdeckt hatte. Der Vater folgte mit dem Rest der Familie im Juli 1935.

Basel 1950: Dem Krieg folgte kein wirklicher Friede, sondern ein Kalter Krieg. Und deshalb blieb es auch für den späten Barth bei dem Zusammenspiel von Aktiv und Passiv. Hatte er während des Krieges die in der Schweiz verbreitete Verwechslung von Neutralität mit Leisetreteri gegenüber Hitler kritisiert, so plädierte er in der Zeit des Kalten Krieges für eine offensive Neutralität in einer Zeit der Machtblöcke, »in denen es die verfluchte Propaganda den Menschen hier und dort verbietet, etwas anderes als den Splitter im Auge des anderen auch nur zu sehen«. Diese Haltung brachte ihm die Kritik ein, er bekämpfe den gottlosen Kommunismus nicht so wie seinerzeit den gottlosen Nazismus. Aus Barths Entgegnung hörte man wieder den »roten Pfarrer von Safenwil« heraus: »Wer den Kommunismus nicht will – und wir wollen ihn alle nicht – der ... stehe für einen ernsthaften Sozialismus!«

Das, 1950 gesprochen, war zu viel. Hatten ihm seine Aufrufe vor 1945 in der Schweiz schon Redeverbote eingebracht, so sprach Regierungsrat Markus Feldmann nun von einer Gefährdung der »Existenzgrundlage der Schweiz« durch die Kommunistenfreundlichkeit des Theologen Barth. Es gab eine heftige Diskussion in der Schweizer Presse, in der sogar ein Gerichtsverfahren gegen Barth gefordert wurde. Der drängte auf eine öffentliche Diskussion mit Feldmann, die aber nicht zustande kam. Stattdessen ließ Feldmann, mit Steuergeldern finanziert, die Korrespondenz zwischen beiden drucken. Sie war natürlich so aufgebaut, dass sie mit einer anklagenden Widerlegung Barths durch den Politiker abschloss. Vielleicht aber war – das sei mit Augenzwinkern bemerkt – bei dieser Fehde noch etwas anderes im Spiel: Regierungsrat Markus Feldmann war der Enkel von Rudolf Feldmann, eines Lehrers des nicht gerade schulbegeisterten Karl Barth. Und dieser Lehrer hatte einst in seiner Verzweiflung über die wilden Jungen seiner Klasse prophezeit, sie würden dereinst im Alter die Strafe erhalten für alles, was sie ihm antäten.

Seine Kritik am Kalten Krieg und an der Atombewaffnung haben ihm die Konservativen nie verziehen. 1952 untersagte die Schweiz ihrem beamteten Professor die Annahme eines Ordens der englischen Königin. 1958 verhinderte der deutsche Bundespräsident Heuss persönlich, dass Barth den Frankfurter Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt. Der Preis ging demonstrativ an seinen mehrheitsfähigeren Baseler Kollegen Karl Jaspers. Und noch bei seiner Verabschiedung von der Universität, bei der letzten Vorlesung des nun 75-Jährigen am 1. März 1962, rechnete der Prorektor mit Barths politischer Haltung ab, was zu lautstarkem Protest der Studenten führte. Barths Abgang von der Bühne der Wissenschaft: ein Tumult.

Nelly und Lollo

Zwei Jahre vor seinem Tod versuchte Barth etwas für ihn ganz Ungewöhnliches: Er begann, eine Autobiografie zu schreiben. Bei den Kapiteln über seine Vorfahren und seine Kindheit fiel ihm das noch leicht. Im März 1967 brach er die Arbeit jedoch ab. Seinem Assistenten Eberhard Busch erzählte er: Das spannendste Kapitel wäre das über die Frauen geworden. Da wäre ein richtiggehendes Drama zu erzählen. Aber weil es so schwer sei, wirklich offen zu schreiben, wolle er die Memoiren lieber ganz bleiben lassen. »Barth und die Frauen« ist tatsächlich ein dramatisches Kapitel – und wir schauen hier nicht durch ein voyeuristisches Seitenfenster des Hintertreppenhauses. Denn die private Seite Barths reicht tief in die Entstehung seiner Theologie hinein.

1913 heiratete Barth Nelly Hoffmann. Er hatte die angehende Musikerin als seine Konfirmandin in Genf kennen gelernt. Jetzt war es Zeit, sie ins Pfarrhaus nach Safenwil zu holen und eine echte Pfarrersfamilie zu gründen. Zwischen 1914 und 1925 wurden fünf Kinder geboren, vier Jungen und ein Mädchen. Die Mutter, sieben Jahre jünger als Karl, spielte mit ihrem Mann Musikstücke von Mozart und hielt Bildungsabende in der Landpfarre ab. Barth entwarf in dieser Zeit ein eigenes Safenwil-Quartett für seine Kinder und in diesem Kartenspiel trat neben dem Fabrikanten und dem Bürgermeister unter der Kategorie »berühmte Musiker« auch die »Frau Pfarrer« auf. 1914 rief er mit ihr ein Komitee gegen das Spielbank-

wesen ins Leben – für das die beiden allerdings keine weiteren Mitglieder fanden. Barths Briefe in diesen Jahren klingen nach einem zufriedenen Ehemann, der im Hafen angekommen ist. Sie klingen auch recht bürgerlich und – vernünftig.

Unvernünftige Leidenschaft gab es auch. Als Student hatte sich Barth zum ersten Mal wirklich verliebt – in Rösy Münger aus Bern. Barth sprach noch im Rückblick von einer »der einschneidendsten und rätselhaftesten Erfahrungen« seines Lebens. Aber seine Eltern missbilligten die Beziehung und er trennte sich gehorsam von ihr. Das war 1910. Er habe sie niemals vergessen können, sagte er später. Beide sahen sich nur noch ein einziges Mal flüchtig wieder. Als Barth 1925 die Nachricht von ihrem Tod erhielt, schloss er sich einen Tag lang in seinem Studierzimmer ein.

Zu dieser Zeit bahnte sich schon eine neue, ganz andere Beziehung an. 1924 war er erstmals in den Sommerferien mit Freunden der Münchnerin Charlotte von Kirschbaum begegnet. Barth war kein Schweizer Landpfarrer mehr, sondern Theologieprofessor in Deutschland. Er arbeitete mitunter buchstäblich Tag und Nacht, denn er entwickelte in diesen Jahren aus dem Stand sein dogmatisches Denken vor den Studenten – ohne je eine klassische akademische Laufbahn durchlaufen zu haben. Nelly war auf diesem Weg Ehefrau und Mutter, aber keine Partnerin mehr. Die wurde in den nächsten Jahren Lollo: Sie absolvierte für Barth eine Sekretärinnen-ausbildung und avancierte zu seiner theologischen Assistentin. Sie wurde die Frau an seiner Seite. Als er von Göttingen nach Münster wechselte – zunächst ohne Familie –, ging sie mit. Barths Mutter, empört über diesen Skandal, schaltete sich als Haushälterin ein. Aber gegen den Widerstand seiner gesamten Verwandtschaft und vieler Freunde setzte er dieses Verhältnis durch. 1929 zog Lollo in Barths Haus ein. Sie begleitete ihn ab jetzt überallhin, an die Universität, auf seinen Vortragsreisen, in den Auseinandersetzungen des Kirchenkampfes. Sie las für ihn, führte die Kartei mit Belegstellen aus der gesamten Theologiegeschichte, sie schrieb seine Texte ins Reine und entwickelte im Gespräch seine Ideen mit. »Das hast du mir ja gestohlen«, sagte sie einmal, als es um seine originelle These ging, die Gottebenbildlichkeit des Menschen bestehe in seiner Beziehungsfähigkeit, in seinem Mann- und Frau-Sein. Die Spuren nicht nur ihrer Zusammenarbeit, sondern auch ihrer gemeinsamen Ge-

schichte kann man tatsächlich zwischen den Zeilen von Barths Schöpfungsethik, im Band III, 4 der *Kirchlichen Dogmatik*, verfolgen.

War Lollo seine Geliebte? »Zu Beginn dieser Untersuchung war ich selber mir sicher, dass die beiden ein Liebespaar gewesen waren und dass jeder, der das bezweifelte, schrecklich naiv war«, schrieb Suzanne Selinger, die der Geschichte die bislang eingehendste Studie gewidmet hat. »Weitere Recherchen und Nachprüfungen verringerten diese Gewissheit. Mir scheint, man muss sich davor hüten zu glauben, man wisse Bescheid.« Vertrautheit lebten beide in aller Öffentlichkeit und doch blieb sie selbst für Nahestehende undurchschaubar. Für die Kinder war sie »Tante Lollo«, in Vorworten zu seinem Hauptwerk – der *Kirchlichen Dogmatik* – erschien sie als seine Mitarbeiterin, ohne die das riesige Unternehmen nicht zustande gekommen wäre. In privaten Briefen und Aussagen zu Freunden wurde deutlich, dass sie die Frau war, die seine unter Heiterkeit und Selbstsicherheit versteckte Einsamkeit durchbrechen konnte. Ob beide ihre Liebe auch sexuell gelebt haben oder nicht, um einen Ehebruch handelte es sich sicherlich.

Eines Tages wollte Barth die Konsequenzen ziehen. »Ich kann nicht mehr«, schrieb Nelly und verlangte, dass Lollo wieder ausziehen solle. Daraufhin schlug er die Scheidung vor. Aber die wollte Nelly nicht. Dieser dramatische Höhepunkt der Dreiecksgeschichte fiel ausgerechnet in das Jahr 1933. Barth wurde gerade zur Galionsfigur des kirchlichen Widerstands. Wenig später mischte sich auch die »Bekennende Kirche« ein. Sie wollte kein Mitglied im »Brudererrat«, das eine so anstößige Beziehung lebte. Aber statt zur Scheidung von Nelly oder zur Trennung von Lollo kam es zu einer kaum durchschaubaren Dreierbeziehung, die über Jahrzehnte, obwohl aufgeladen mit Spannungen, stabil blieb. Lollo zog mit in die Schweiz. Sie wohnte in einem von den Familienräumen getrennten Zimmer, aber sie war Karl im Alltag doch näher als jede(r) andere. Es gibt ein Familienfoto von 1930, aus der Anfangszeit des um Lollo erweiterten Haushalts: Da steht Barth hinten in der Mitte, wie der klassische Patriarch. Rechts neben ihm, als die Frau an seiner Seite, steht Lollo. Sie lächelt den Sohn Christoph an, der ein Kaninchen auf dem Arm trägt. Die Kinder bilden einen Halbkreis. Ganz am Rande steht Nelly, hinter ihrem Sohn Matthis, dessen Arm sie festhält.

In den 40er und 50er Jahren hielt Lollo auch eigene Vorträge und veröffentlichte ein Buch über die Theologie der Frau. Während des Krieges engagierte sie sich politisch in linken Gruppen deutscher Exilschweizer. Ansonsten aber blieb sie in Barths Schatten, als die Dienerin seines Werks. Jahr für Jahr trieb sie mit ihm das unüberschaubare Projekt der *Kirchlichen Dogmatik* voran. 1962, nach Karls Verabschiedung von der Universität, begleitete sie ihn auf eine Vortragsreise durch die USA. Karls Sohn Markus war mittlerweile Theologieprofessor in Chicago. Karl war inzwischen recht gebrechlich geworden. Unheilbar krank wurde in diesen Jahren Lollo: Sie verlor immer rasanter all ihre geistigen Fähigkeiten. Ihre Demenz, vielleicht die Alzheimerkrankheit, war einer der Gründe, warum Barth 1967 die Arbeit an der unvollendeten *Dogmatik* aufgab. Lollo lebte inzwischen in einem Pflegeheim. Das letzte Fragment seines Werks, das er noch herausgab (die *Lehre von der Taufe*), widmete er seiner Frau Nelly »in großer Dankbarkeit«. Im Vorwort stand noch einmal ein Dank an Lollo, ohne die diese Arbeit nicht möglich gewesen wäre. Auf Karls letzter Reise, nach Rom – wo er wichtigen katholischen Gesprächspartnern bis hin zu Papst Paul VI. begegnete –, war wieder Nelly an seiner Seite, seit über 30 Jahren das erste Mal bei einer seiner theologischen Unternehmungen.

Karl Barth starb am 10. Dezember 1968. Bis zu seinem Tod hatte er Lollo jede Woche einmal im Heim besucht. Als sie nicht mehr sprechen konnte und völlig umnachtet war, sang er ihr Kirchenlieder vor. Nach seinem Tod übernahm sein Schwiegersohn die Besuche. Aber auch Nelly kam hin und wieder. 1975 wurde Lollo im Barth'schen Familiengrab beigesetzt.

Dialektik und Dogmatik

In Pratteln bei Basel war Barths Patenonkel Karl Sartorius Pfarrer. Hier verbrachte er als Junge seine liebsten Sommerferien. Eines Tages stieg er allein auf den Glockenturm. Im Dunkeln tastete er sich vorsichtig die Wendeltreppe hinauf. Dabei kam er ins Stolpern und versuchte sich schnell am Geländer festzuhalten. Aber statt des Geländers griff er nach dem Glockenseil, das in der Mitte hinabhing. Er zog und oben schlug hörbar die Glocke an. Erschrocken ließ er los

und stieg weiter, natürlich bemüht, nicht noch einmal im Dorf aufzufallen.

20 Jahre später wurde dieses Kindheitserlebnis für Barth zum Gleichnis für seine theologische Arbeit. Als er in Safenwil den *Kommentar zum Römerbrief* schrieb, tat er dies zunächst nur für sich selbst, als tastende Suche nach dem Schock von 1914. Man müsse noch einmal mit dem Anfang anfangen, wurde sein theologisches Motto. In Deutschland als Sensation gefeiert, wurde das Buch zu einer der Gründungsschriften der *Dialektischen Theologie*, eine Fanfare gegen die bürgerliche, liberale Theologie des 19. Jahrhunderts. Ohne es zu ahnen, hatte Barth am »Glockenseil« gezogen.

Was folgte danach? Barth hatte, wie schon als Kind, nicht vor, nun vorsätzlich weiter die »Glocken zu läuten«. Stattdessen setzte er das »Tasten im Dunkeln« fort – und begann dafür noch einmal mit dem Anfang. Immer wieder neu anzufangen war die typische theologische Vorgehensweise Barths. Als die erste Auflage des *Römerbriefes* vergriffen war, ließ er sie nicht etwa mit einigen Korrekturen erneut drucken, sondern schrieb das Buch praktisch neu. Diese Fassung des *Römerbriefes* dokumentiert, wie es mit seiner Suche zwischen 1919 und 1922 weiterging. Er war wesentlich radikaler geworden. Aber nun, wo die Leser weitere theologische Sensationsliteratur von dem Newcomer erwarteten, entwarf Barth ein Lehrbuch: eine Dogmatik. Nach sechs Jahren Lehrerfahrung an der Universität veröffentlichte er 1927 den ersten Band einer *Christlichen Dogmatik im Entwurf*, einen Neuansatz also, der die christliche Lehre in ihrer Gesamtheit darzustellen versuchte. Der Eingangsband trug den Titel *Die Lehre vom Wort Gottes*. Das war programmatisch: Hier, und nicht in einer Philosophie, Wissenschaftstheorie oder Anthropologie, sah Barth den einzig möglichen, weil wirklichen Anfang der Theologie. Gott spricht, nur deshalb können wir von ihm sprechen.

Und dann wiederholte sich sozusagen in größerem Stil die Geschichte mit dem *Römerbrief*. Während die Leser auf die Fortsetzung der *Christlichen Dogmatik* warteten, ließ sie Barth erst fast fünf Jahre warten, um dann nicht den zweiten Band herauszubringen, sondern noch mal von vorn zu beginnen. Jetzt hieß das Werk *Kirchliche Dogmatik* und obwohl an Seiten deutlich »dicker« als sein Vorgänger, erschien dieser Band nun als erster Teilband, brachte also nur die erste Hälfte der *Lehre vom Wort Gottes*. Und der

Schwenk von der *Christlichen* zur *Kirchlichen Dogmatik* zeigt einen Barth, der die Theologie noch stärker als eine Praxis im Kontext und nicht als eine unbeteiligte Theorie verstand. Damit hatte Barth 1932 genau den Ansatz gefunden, der sich ein Jahr später bewährte – als die *Kirchliche Dogmatik* der Begründung der »Bekennenden Kirche« im Nazi-Staat diente.

Mit der *Kirchlichen Dogmatik* hatte Barth seine Lebensaufgabe gefunden. Als er mit ihr begann, war er schon 45 Jahre alt, und seit seiner inneren Umwälzung im Ersten Weltkrieg waren 15 Jahre vergangen. Ab jetzt sollte er über 30 Jahre an diesem Werk arbeiten, ohne es zu vollenden. Als er 1966 die Arbeit an seiner *Dogmatik* aufgab, waren zwölf Einzelbände mit einem Umfang von insgesamt über 9000 Seiten erschienen. Die *Kirchliche Dogmatik* ist damit das umfangreichste zusammenhängende theologische Werk eines einzelnen Autors, das je geschrieben wurde. Diese Jahres- und Seitenzahlen sollen Barth nicht als Anwärter für das Guinness-Buch der Rekorde anpreisen, sondern etwas von seiner unverwechselbaren Arbeitsweise verdeutlichen. Dieser Mann war fähig, ganz weite Wege zu gehen. Dazu brauchte er die ungewöhnliche Ausdauer, ganz lange nicht fertig zu sein und, wenn nötig, immer noch einmal neu anzusetzen. Diese Kombination aus langem Atem und immer neuer Offenheit prägt nicht nur die Abfolge seiner Neuanfänge und Veröffentlichungen, sie macht auch den Charakter seines Hauptwerks selbst aus: Die *Kirchliche Dogmatik* folgt einem geradezu kunstvollen Aufbau, einer komplexen Architektur, in der Barth das Wort Gottes als das des Vaters, des Sohnes und des Geistes durchleuchtet und zugleich die Ebenen des Verhältnisses von Gott und Welt – als Schöpfung, Versöhnung und Erlösung – übereinander legt. Innerhalb dieses großen Bogens ist auch jeder einzelne Teil wieder wie ein großes Gemälde organisiert. Den Plan zu seiner *Versöhnungslehre* (den Bänden IV, 1–4) hat Barth nach eigener Aussage zunächst in einem Traum klar vor sich gesehen.

So systematisch gestaltet seine *Dogmatik* wirkt, so wenig ist sie einfach eine Abhandlung. Barth hängt nicht Thema auf Thema aneinander. Typisch für ihn ist, dass er bei jeder neuen Fragestellung noch mal gewissermaßen bei null anfängt, also immer wieder das Ganze aus der neuen Perspektive des jeweiligen Themas in Frage stellt und nach den ersten und letzten Gründen für seine jeweilige

These fragt. Er hat also nicht nur *Römerbrief* und *Dogmatik* jeweils zweimal angefangen, er hat auch später innerhalb eines Werkes die Grundlagen immer wieder neu durchdacht. Das macht aber auch ihre Spannung aus: Ständig folgt der Leser einer nie endenden Suche, begleitet den Theologen durch die Bände hindurch – die für Barth ja Jahre waren –, auch in seiner Entwicklung, die nie stehen bleibt. Es war für Barth kein äußerlicher Vorgang, dass er sein Werk zunächst immer als Vorlesung vortrug und mit den Studenten diskutierte. Als dies im Alter wegfiel, kam er auch mit dem Schreiben nicht mehr recht voran.

Durch seinen Arbeits- und Denkstil ist es Barth gelungen, als Dogmatiker, der die großen Inhalte des biblischen Glaubens systematisch und konkret darstellt, zugleich immer der Dialektiker zu bleiben, als der er aufbrach: einer, der zugleich weiß, dass er von Gott als Mensch nicht reden kann und doch immer neu von ihm zu reden beginnen muss.

Am Ende seiner Lehrtätigkeit musste Barth sich selbst ein Semester lang vertreten, weil man sich noch nicht auf einen Nachfolger einigen konnte. Er hatte Helmut Gollwitzer vorgeschlagen, aber der war der Baseler Universität zu »links«. In diesem letzten Semester tat Barth wieder etwas für ihn Typisches: Er las als Abschieds- eine Einstiegsvorlesung, eine *Einführung in die evangelische Theologie*. Das kleine Büchlein, das daraus entstand, eignet sich bestens als Einstieg in das Denken Barths, den der Umfang seines Werks sonst eher verhindert als fördert. Diese Einführung ist vielleicht sein reifstes Buch – in ihrer schlichten, direkten Sprache ist sie ein altersweises Werk, das dokumentiert, wo Barth angekommen ist, ohne den weiten Weg dahin ahnen zu lassen. »Theologische Arbeit unterscheidet sich von anderer dadurch – sie könnte aber auch für alle geistige Arbeit darin exemplarisch sein –, dass, wer sie tun will, nie mit freiem Rücken von schon erledigten Fragen, von schon erarbeiteten Resultaten, von schon gesicherten Ergebnissen herkommen, dass er heute keineswegs auf gestern schon von ihm gelegten Fundamenten weiterbauen, heute keineswegs von den Zinsen eines gestern angesammelten Kapitals leben kann, sondern darauf angewiesen ist, jeden Tag, ja zu jeder Stunde neu mit dem *Anfang* anzufangen.«